P. o. germ.
839
- 2 -

8° P. O. germ. Lessing
839 - 2

(= a - Druck)

Om. 4411 2/2

1753 a

G. E. Leßings
Schrifften
Zweyter Theil.
Berlin
bey
C. F. Voß.
1753.
Hl. Inv.
M

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.

Symmachus.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen ihre Handschrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück schicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen; wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder, Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich so gleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Ver-

muthung sowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich so gerne immer beschäftigt scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburthen meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. Nun? Aber ohne Beurtheilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen sie aber mit so etwas zufrieden seyn, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weis, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen sie ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß, und

sieht

sicht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt fern von seinem Vaterlande, und seinen Freunden unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Grossen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch ihr Musen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moralischen Züge welche Sie mit unterstreuen sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus ihren Erzählungen ungezwungener flössen, und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche so zu reden die Natur

unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen seyn, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter, oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzige, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst, oder eine allzueifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne durch das Vergrösserungsglas ihrer eignen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man

man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie die, Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben so viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspuncte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weis nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in ihrem Verzeichniß einen Mann

ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin 2c.

Zweyter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hätte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heissen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder

oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen, scheinen Ihnen zwey Begriffe zu seyn die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus steht bey mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so

kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind so gar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen. — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons befand sich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius

nius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538. kam es Lemnio ein, zwey Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken, und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drey Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie, und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne?

Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmahlen? Oder fand er gar seine eigne Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Maynz Albertus einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten

Regent-

Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleyen an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen, in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen. Ich dichte diesem grossen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule bey-

zubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze so gleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihn zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn

werde.

werde. Er floh; er war citirt; er erschien nicht; er ward verdammet; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, so bald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Puncte antworten. Wohl! der erste ist dieser: Sie behaupten die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetra-

getragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius, und Luthers eignes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals keine andre als poetische Namen; und das Beissende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, ruffen Sie, die gottlosen Sinnschriften,

schriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: absit à jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bey dem Geyer wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeisse keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also gantz gelassen anfangen; und zwar bey dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefehr dieses: Midas spricht er; wann schon dein Haus auf Marmolseulen ruhte; wann du in deinen Kasten

sten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel seyn. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war; oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinen Hofebauer vermengen würde, wenn ihm nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand geringern als den Churfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;

Auri-

Aurifer & nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat & culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat & teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer & nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter seyn? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als biß er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und daß soll der Commendant in Wittenberg seyn. Er mahlet

mahlet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer seyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwey Büchern stärkre und der Wahrheit gemässere Beyspiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; so seyn Sie

gelehrig

gelehrig, und erlauben, daß ich Sie über-zeugen darf. Wollen Sie mir etwan ein-wenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jetzo, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug daß doch damals, seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich dieses zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: "Im 38 Jar thet "sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen ge-"nant: der fing an, viel guter Leut mit schend-"lichen und lesterlichen Versen zu schmeben, "und die grossen Verfolger des Evangelii mit "seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Do-"ctor

"ctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu "ihm grosser Leut Verwandten halffen, daß sol"che Schmehschriften gedruckt, und heimlich "ausgestreuet wurden, wie auch dieser Lem"nius hernach eine Kisianische und greuliche Le"sterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem hei"ligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und "viel erbaren Frauen zu Unehren lies ausgehen ꝛc.

Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt; Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwey Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an Ihm erhohlte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freylich

sehr

sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beyden ersten Büchern beyfügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beyden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi &c.

anzuführen scheue: wann es aber auch noch schmutziger noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen seyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen

und

und lästerlichen Verse auf viel gute Leute, nicht eben so erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen seyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesagt habe, in den ganzen beyden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey gepreisen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion

zielt

zielt — — Auf ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaubte ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.
An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf schuldig. Sie behaupten Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sey höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie ver-

berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Innhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Churfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellt hatte: "Was er dabey "versehen habe, sey ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt, und "ihn selbst an zwey Stellen sehr schimpflich "durchgezogen. Er habe die Sinnschrif"ten nicht eher zu sehen bekommen, als da "sie schon abgedruckt gewesen. Weil er "viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen "darinne gefunden, habe er dem Ver"fasser sogleich Stubenarrest ankündigen "lassen, und sey willens gewesen ihn zu "relegiren. Als er den Tag darauf gar "verschiedenes angetroffen, was dem Chur"fürsten und Landgrafen zur Verkleinerung

gerei-

"gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft "nehmen lassen. Lemnius aber sey ihm mit "der Flucht zuvor gekommen; man habe "ihn öffentlich vorgeladen, und ihn end"lich weil er nicht erschienen, mit Schimpf "von der hohen Schule verbannt. Er bitte "also den Churfürsten, es ihm nicht übel "zu deuten, daß er wegen der vielen aka"demischen Geschäfte, die Sinnschriften "des Lemnius nicht gleich durchgelesen, "und das was der Ehre des Churfürsten "darinne nachtheilig sey nicht gleich gefun"den habe. Man solle es ihm nicht zu"rechnen, daß sein Schwiegersohn, wie "man vergebe, dem Drucker die Sinn"schriften zu drucken angerathen, und noch "die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von "ihm, dem Melanchthon gebilliget wä"ren — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget, und ei-

gentlich nicht weis was er sagen soll? Ich darf ihnen den Charakter des Melauchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider sei-

nen Landsherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich so gar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber bitte ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwey Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereyen ausströmet. Er schibt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben seyn. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas unschuldiges angese-

hen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen seyn könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Eben so unschuldig alß sie dem Sabinius geschienen, eben so unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürsten bittet, das er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen: O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fälit, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch

seine

seine Bosheit oder durch seine Nachläßigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleis ein strafbares Buch, denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzehlung fortfahren? —— Ich schloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urthel hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute in einer öffentlichen an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten; der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde wenn man ihn be-

kommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereyen, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein Paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederhohlen als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Maynz. — — — Gott, was für eine schrekliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was

Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weis! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen, und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Koppe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilt. Sie sind werth gelesen zu werden, und ein Paar Anmerkung die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesen ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche

sprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweyte Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bey diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drey verschiednenmalen, sondern gleich auf das erstemal peremptorie citirt, und der Termin den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich contumacirt und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als dem 3ten Julius, festgesetzt. In den Anschlage in welchen man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in

 der

der Citation freygestellt, entweder selbst, oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders daß man sich auch nicht einmal soviel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas, den Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freyheit seine Feinde nach dem Sprichworte: per quod quis peccat zu bestrafen. Die beyden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worinne er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen such-

suchte. Vogt sagt diese zweyte Auflage sey in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennt finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey ersten schreiben, und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgabe sehr sorgfältig; und ich verweise Sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben

das von ihm sagen muß, was ich von dem Hr. Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im voraus daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu seyn wird, weil Hr. Freytag und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sey — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man un-

ter

ter den Nichtswürdigkeiten des drittn Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie mir vor einem Jahre über die Herrn * * und * * lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer, bey Wendungen die eines Cicero werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle die den gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Mauschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schliessen, wenn ich meinen

meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem so genannten Hurenkrige geben werde, freuen. Es ist unwiedersprechlich, daß seine Seltenheit ausserordentlich ist, und daß man nichts davon weis, als das wenige was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit, und versprach die Greuel des wollustigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seins Anfen-

fenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Wiedersacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Masse, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern in seine eigne Tugend eingehüllt die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich gelassene Horaz,

raz, sagt: Dem sey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, & insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochse mit den Hörnern; und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte *Cervius* droht mit Gesetz und Urtheln, und die feindselige *Canidia* mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein sein Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geiseln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lycambische Geheimniß nicht verlohren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte als-

alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum, wenigstens einen von ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte also auch Lemnius, und wer weis ob wir nicht auch beyde eben so gedacht hätten?, Lassen Sie uns auf kein Tugend stoltz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süsse, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schliessen, und Sie noch acht Tage auf mein Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch ihre Mademoisell Schwester schon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Sieben=

Siebender Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgierige sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung mit der andern vergelten? Sie aber bestrafen meine Neckerey durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Compliment! setzen Sie hinzu, und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bey sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereyen deswegen aussetzen; So sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen, und ihre schon beleidigte Neubegierde vor fer-

nern

ner Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist; so mag es seyn. Es wird mir ohnedem zur Last eine besondre Nachricht länger alleine zuwissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drey Bogen, und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisæi Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es ein Schandschrift wider den heiligen Ehestand, und besonders wider die Ehe der Priester sey, wird

Ihnen

Ihnen den Innhalt ungefehr errathen lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefehr auf den Ton und den Ausdruck werden schliessen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger seyn: Ad celeberrimum, & famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum sacrarum creremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, & totius Saxoniæ Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicher Weise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein Paar schändliche Erzählungen nehmlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt

der

der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten: oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefehr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen welche darinne aufgeführt werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drey Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedne Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein Paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefehr dahinaus:

hinaus: Anfangs sucht sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet, und schon im Begrif ist, eine andre zu heyrathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals, und weis ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen welche Käthe aus ihrem Kloster mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubrin-

gen,

gen, welche Aergerniß und Eckel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildseule des Priapus sollen gestanden haben, sind bey weiten nicht so schmutzig, und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermassen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janozky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas seyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, & causa Luthere tumultus
O & Saxonicæ perfide Præses aquæ,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus.

Saxonicasque tenes urbes, & cogis ad arma,
Et tibi Leucorium ſubjicis ipſe tuum,
Qui vacuos culpa damnas, ſolvisque nocentes,
Quique reos falſa judicis arte premis
Perſequerisque pios inſigni fraude poetas,
Et qui caſtalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulaſti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus & auſpiciis ſudarunt ſanguine foſſæ,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arſerunt ignibus arces,
Pertulit & tantum Teutonis ora malum:
Si tibi pauliſper ceſſant convitia linguæ
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non læto precor hæc mea carmina vultu,
Quosque dedit luſus Pieris ipſa lege.
Triſtia cum dederint noſtræ ſolatia Muſæ,
Et poterint verſus diſplicuiſſe mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina noſces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen

gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen, und zu versichern, daß dieses noch das allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drey Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern, und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Apelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi lupercal
Seu floralia, que semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird

noch ein gewisser Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe, eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ey! Ey! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel besonders gewesen seyn. Wir empfehlen uns beyde ihrer Freundschaft. O wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Catharina von Bora beygelegt; und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschafnen Frau bey mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm seyn, welche auch Kleinigkeiten und häußliche Umstände von grossen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein grösseres Licht werfen, als alles das, was

sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die grossen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Chatharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon frey sprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was

was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nehmlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich alleieit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators seyn solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.

Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet.
Sed contra, ejus habent hæc quantum *verbera pondus*
Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich dringe hier auf dreyerley. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweytens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß: "so "viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte "des Mannes," besser gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drey Puncte etwas zu antworten wissen, so

thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern, und von Dingen die Luthern angehen zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was ausser den angeführten Schriftstellern, Simmler, Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchtons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin rc. W**. 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne.

habne Gesinnungen darinne, und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten: gleichwohl weis ich nicht was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben; sondern

weil

weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer gleich grössern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle grosse Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst,

 son-

sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jene Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schändlich sind — — Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weis keinen der es mit mehrere Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B* *. 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraute ich mir eine

ne zweyte Aeneis zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schliessen, daß ich von ihrer Arbeit nichts halte, so schliessen Sie falsch. Schliessen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer; ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beygefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus, und ersetzte sie mit

mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune &c.

So übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschafene Erde; andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein, daß Sie sich, mit Ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beywörter; eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum

fudit

fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich so gleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

> Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
> Mutum & turpe pecus &c.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie ihre Faulheit keiner Mühe überheben, und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin &c. W** 1752.

Eilf-

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es ist wahr, was ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bey mir gesehen, erzehlt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm seyn. Die neue Theorie des Whistons, und des Hugens Kosmotheoros hatten damals meine Einbildungskraft mit Begrifen und Bildern erfüllt, die mir desto reitzender schienen, je

neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger, als irgend eine andre philosophische Materie seyn müßten. Allein die Kunst sie zu bearbeiten fehlte mir. Ich wußte nicht wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen liessen, noch vielweniger wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles poetische, was ich dabey an- anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben welches er als ein prosaischer Schriftsteller seinem Vortrage gegeben

ben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterey über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht
und Glanz entzücket,
Sey ich zum Sternen jezt mir und der
Welt entrücket.
Ein dichtungswürdgrer Stof, als Liebe
Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes
Inhalt seyn.

Ey, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortreflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb tret ich den Luftweg an,

Wo

Wo leichter als zur See die Kühnheit
scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen
Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die schei-
ternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jezt verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt, und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat.

Das Auge, wann sein Netz der Sachen
Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es
dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du
nicht begehren.
Es soll uns nur der Schein entfernter
Flächen lehren.

Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beydes siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn Segen, ohne Geist,
Und ohne Talisma zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet

Und nur der Gegenstand durch beyde klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jezo weis, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihm noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweyten Gesange komm ich beyläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt bey heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zu erst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;

Bis,

Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen,
Mit eigennützger Macht die Priester an sich rissen.
Im dunkeln Tempel ward mit tückschem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Erndte streckt.
Das flache Babilon wagt es auf steilen Türmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget noch, und recht verdeckt zu seyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste,
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;

Dem ersten war die Müh, und ihm
verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt
mit fremden Wissen,
Das er bey der Geburth dem Nachbar
schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem
Beystand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und
schildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der ge-
reingten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze
Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die
Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von
Vätern hört.

Und wird er, wie er scheint, in meiner
Zeichnung strahlen,
So werd ich ihn nicht falsch, und gleich
wohl unrecht mahlen.
So wie den fernen Wald der Künstler
blaulicht mahlt,
Der in der Nähe doch mit frischem
Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trift und
nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein
zu schildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nur bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst

auf-

aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gerne nichts vorlesen; ich will gerne den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin 2c. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir sowohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hinein kommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es

werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weis. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seine Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen grossen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narr spielt; die großen sehen zu.

Allein, ich sagte es ganz sachte, müssen sie wissen; denn ausser dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den

guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der sie kein Husar sind, wissen Sie daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beykommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz ander Pantomimen waren. Bemerken sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wann sie nicht lieber wieder bey ihren stummen Gesellschaftern seyn wollen. "Stumm? "werden sie sagen. Wenigstens ist es die "kleine Nicolini nicht". Sie haben recht: denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn D**

Die Natur weis nichts von dem verhaßten Unterscheide, den die Menschen unter sich fest gesetzt haben. Sie theilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln nnd den Reichen vorzuziehen, und es scheint sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten stärker, als bey andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hälst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen,

tungen, welche ich heute bey Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzehlung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeschränckter seyn, als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand sein Armuth vierfach härter; denn er hatte ein

Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zu kommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie grosmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu seyn! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Temms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und sein älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit einem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermäßlichen Summe von dreyßig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu

seyn,

seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, vorzuschießen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyßig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefehr machte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füssen des Reichen; Er stellte ihm vor, an diesen dreyßig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib, und sein älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben kön-

 nen.

nen. Umsonst der Reiche blieb unbewegt — — Ihr seyd alle Schelme, sagte er, wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nu da! sagte er, indem er aus allen Näten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — "Ihr sollt Brod haben, mei"ne Kinder, sagte er; ihr sollt haben."

Zwar

Zwar wird es euerm Vater theuer zu stehen kommen. — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte; fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — "Hätte ich doch nie von jenem Leben et"was gewußt! — — Wie leicht würde es "mir werden, meinen Kinder Brod zu "schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, "aber kann ich besser thun"? — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: "Lieber Gott, setze dich an "meine Stelle, ich weis du wirst eben das "thun" — Mit diesen Gedanken bewafnet legte er sich den Stricke um den Hals;

in den heftigen Bewegungen aber, die er dabey machte, hörte die Nachbarin die starken Stösse, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelauffen, in Meinung es sey ihrer kranken Nachbarin etwas zu gestossen. Sie fand diese Frau in der äussersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Vorschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrey herbey gekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungnes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf

von

von S * *, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzehlt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leuthselige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen, und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl

sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweitzern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stossen? Welcher Spöttereyen soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jezt regierende Haus verrathen. — — Doch bey nahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschliessen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar ich bin wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können; ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen. Hören Sie also, was ungefehr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind,

sich

sich vielleicht an ihm rächen wollen; weil er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper, nennen sie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall, das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sonder ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen. Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts, als seine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz

zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schliessen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freyheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstückt,

so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes, während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es gibt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limæ labor & mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug ver-

verdienen. Sie sind beyde groß, und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschaften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben, sind. —— Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb seyn, wenn Sie ja! sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie nein! sprechen; denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer seyn, als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen was ich von dem Reime halte, um

um mich hernach mit desto grösserer Dreustigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstocks halte? Ueberhaupt, scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich ihre Frage in den Worten des Horatz:

> Aget, quæso,
> Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, das Sie gerne etwas mehr als meinen Beyfall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Critik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Critiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als andre? Das kann seyn. Aber, wie gesagt, vor acht

Tagen

Tagen ungefehr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste seyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Kleckſen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld, werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen, und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht der Messias.

"Hat der Messias die witzigen Köpfe und "ihre Richter wirklich getrennt, oder ward "er nur der Probierstein, welcher diejeni"gen, die diese Benennung verdienen, von "denen unterscheiden mußte, die widerrecht"lich in dem schmeichelhaften Besitze der"selben sind? Können unter seinen Tad"lern Leute von dem feinsten Geschmacke "seyn, so wohl als deren unter seinen Be"wundrern sind? Oder verrathen jene un"umgänglich einen Geist, in der Bildung "verdorben, das erhabne Schöne zu em"empfinden, so unumgänglich als diese von "ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeug"niß ablegen? — — Wenn man mir die"se Frage zuverläßig entscheiden wollte, "so könnte ich mich in dem folgenden dar"nach richten.

"Die

"Die Klopstockianer wenigstens haben "alles gethan, was man von ihnen for"dern kann. Die Klopstockianer? — — "Warum nicht? Man gönne einem Dich"ter vom ersten Range die Ehre, die nur "zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise "erhält. — — Sie haben die Schönhei"ten des Messias aus einander gesetzt; sie "haben die Gründe ihrer Bewundrung an"gezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das "Wort geführt; der Verfasser der Aesthe"tick, der geschickteste von Schönheiten, "die man nicht empfindet, zu beweisen, "daß man sie empfinden solle.

"Das Gegentheil hat auch das Seinige "gethan. Es hat geschimpft. Man soll"te schwören, die Schweizerschen Kunstrich"ter, wären auf dieser Parthey. Man "irrt sich; denn diesesmal sind sie bey sich "überzeugt, das sie Recht haben. Nach "und nach hatten es die berühmten Pro-

fessores

"fessores G** und T** von ihnen ge-
"lernt; und wie man gesehen, recht glück-
"lich. Der gemeine Soldat der die mei-
"sten Prügel bekommen hat, wird der
"Korporal der die meisten Prügel giebt.
"Ich glaube aber doch, daß diese wackre
"Männer, nicht deswegen auf den Messias
"gelästert, weil sie gesehen, daß er vor-
"treflich sey, sondern weil sie sich der
"Mühe überheben wollten, zu bewei-
"sen, daß er es nicht sey. Ihr
"Schimpfen war, ohne Zweifel, die Folge
"aus Vordersätzen, die sie so überzeugend
"dachten, daß sie meinten, ein jeder müsse
"sie bey sich empfinden; die sie also ver-
"schwiegen.

"Ich habe einen Einfall bekommen,
"der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich
"will einige Gedanken auf das Papier wer-
"fen, die ich die Feinde der Klopstockischen
"Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie wür-
"den

"den mir eine allzukützliche Ehre erzeigen, "wenn sie mich unter ihre Zahl aufschrei- "ben wollten. Ich bin von der Schönheit "des Messias so überzeugt, als sie es kaum "von der Schönheit ihrer eignen Poesie "seyn können. Das selbst, was ich daran "aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

"Das ist wunderlich, wird man denken. "So gar wunderlich nicht. Es giebt eine "Art des Tadels, welche dem Getadelten "Ehre macht Man tadelt den Hannibal, "daß er nicht Rom belagert. Welchem "geringern Feldherrn von allen, die je- "mals an der Spitze römischer Feinde ge- "wesen sind, macht man diesen Vorwurf? "Keinem. Der einzige Hannibal war so "weit gekommen, daß er es thun konnte, "und nicht that. Wie viel Siege mußte "er vorher erstritten, durch welche Klug- "heit, durch welche Schnelligkeit im Ent- "schliessen mußte er sich in das Recht ge-

"setzt haben, zu desto grössern Thaten Hof"nung zu machen, je grössere er verrichte"te, ehe man ihm dem über alle Lobsprü"che steigenden Tadel machen konnte: und "er hat nicht Rom belagert? Man schätzet "jeden nach seinen Kräften. Einen elen"den Dichter tadelt man gar nicht; mit "einem mittelmäßigen verfährt man gelin"de; gegen einen grossen ist man unerbitt"lich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, "entwischt ihm hier und da eine matte Zeile; "diese matte Zeile, welche die Zierde eines "mittelmäßigen Dichters seyn könnte, wird "unerträglich: so wie man jeden guten Ein"fall, den man bey einem gemeinen Kopfe fin"det, bedauert, daß er nicht in einem der "Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er "gleich noch um ein grosses ausgeputzt wer"den müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: & idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

"Es

"Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Gei-
"stes, welche die Schönheit einer Sache
"fühlet, und welche die Mängel derselben
"empfindet. Tadeln und Loben, was zu
"tadeln und zu loben ist, muß also gleich
"rühmlich seyn. Man thue nur beydes
"mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Mei-
"sterstücke der Bildhauerkunst und Mahle-
"rey betrachten sehen. Ihr Urtheil fing
"sich mit einer stillen Bewundrung an,
"und endlich glaubten sie es nicht besser
"beweisen zu können, daß sie alle Vollkom-
"menheiten des Gegenstandes empfänden,
"als wenn sie dasjenige anzeigten, was
"dabey weniger zu bewundern sey. Ihr
"Aber war schmeichelhafter, als alle Aus-
"ruffungen des Pöbels, der sich von dem
"Erstaunen hinreissen ließ.

"Jetzo sehe ich es erst, daß mein Ein-
"gang ziemlich weitläuftig ist. Kaum
"könnte er grösser seyn, wenn ich auch eine
"Critik

"Critik über den ganzen Meßias, über die
"Gesänge welche schon gedruckt sind, und
"über die welche noch folgen könnten, vor-
"hätte. Wird er also nicht für die ersten
"zwanzig Zeilen zu lang seyn?

"Ich muß mich erklären, warum ich eben
"diese gewählt habe. Ich sahe es ein,
"und wer sieht es nicht ein? daß das Ge-
"dichte fertig seyn müßte, wenn man von
"der Oekonomie desselben urtheilen wollte.
"Noch ist der Dichter mitten in dem La-
"byrinthe. Man muß es erwarten, wie
"er sich heraus findet, ehe man von der
"Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer
"Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von
"der Verwicklung und Entwicklung, von
"den Episoden, von den Sitten, von den
"Maschinen, und von zwanzig andern Sa-
"chen etwas sagen kann. Alles, was sich
"bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schön-
"heiten der Theile, von welchen man nur

"hoft, daß sie ein schönes Ganze ausma-"chen werden; von den Ausdrücken, von "den Beschreibungen, von den Verglei-"chungen, von den eingestreuten Gesin-"nungen 2c.

"Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus "den Beyspielen des Homers und Virgils "bemerkt zu haben glaubte, ein Helden-"dichter pflege in dem Eingange seines "Gedichts die ganze Einrichtung desselben "nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum "Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris,
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille & terris jactatus & alto
Vi superum, sævæ memorem Junonis ab iram,
Multa quoque & bello passus, dum conderet urbem
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altæ mœnia Romæ.

"So glaubte ich nicht allein den Held, "virum, Trojæ qui primus ab oris Italiam venit; seinen

"seinen Charakter inferretque Deos Latio, als "den frommen Aeneas; die vornehmsten "Maschinen, Fatum, vis superum, Junonis ira; "sondern auch die beyden Theile der gan"zen Aeneide darinne gefunden zu haben, "den ersten multum ille & terris jactatus & alto, "den zweyten multa quoque & bello passus. "Es gefiel mir also, den Eingang des "Messias vorzunehmen. Ich wußte daß "die Geschichte zu heilig sey, als daß der "Dichter den geringsten wesentlichen Um"stand ändern dürfte; ich schmeichelte mir "also desto eher etwas daraus zu erra"then. Ich fing an zu zergliedern; jede "Gedanke insbesondre, und eine gegen die "andre zu betrachten. Nach und nach ver"lohr ich meinen Zweck aus den Augen, "weil sich mir andre Anmerkungen anbo"ten, die ich vorher nicht gemacht hatte. "Hier sind die vornehmsten davon.

Singe unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,

Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet, —
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiffsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:

Also

Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des grossen Meßias würdig besingen.

"Man weis, daß der Eingang eines "Heldengedichts aus dem Innhalte und "aus der Anrufung besteht. Die oben an"geführte Stelle des Virgils ist der In"halt, die vier darauf folgenden Verse "sind die Anruffung. Also auch hier. "Der Inhalt geht bis auf, und vollbrachte "die grosse Versöhnung; das übrige ist die "Anrufung an den Geist Gottes. Virgil "sagt: singe unsterbliche Seele. Nichts thut "man lieber und gewisser, als das was "man sich selbst befohlen hat. Ich weis "also nicht, wie der Herr Professor "Meier hat sagen können: Er ruft nicht et"wa eine heidnische Muse an, sondern er be"fiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterb"lichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, "daß der Herr Professor den Inhalt und

"die Anrufung offenbar hier verwechselt, "und daß es eine greuliche Thorheit wür- "de gewesen seyn, wenn Klopstock eine "heidnische Muse hätte anrufen wollen; "will ich nur sagen, daß alles neue, was "in dieser Stelle zu finden ist, in einer "grammatikalischen Figur bestehet, nach "welcher der Dichter das, was andre im "Indicativo sagen, in dem an sich selbst "gerichteten Imperativo sagt. Der Sän- "ger des Messias hat überflüssige Schön- "heiten, als daß man ihm welche andich- "ten müsse, die keine sind. Die erste Zei- "le würde also, wenn man sie in den ge- "wöhnlichen Ausdruck übersetzt, heissen: "Ich unsterblicher Klopstock, singe der sündi- "gen Menschen Erlösung.

"Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, "welche eigentlich den Herrn Prof. Meier "betrift. Ich komme auf eine andre — —

Nun wahrhaftig, das heiß ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers; und bey dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzu setzen. Gesetzt dieser Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt Herrn Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen an-

anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts neues seyn. Hat nicht schon Dantes sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti, cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: ja hier ist mehr den Rapin! hier ist Meier! so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

"Ich komme auf eine andre Anmerckung, "welche die Bescheidenheit angehet, die "nach der Vorschrift des Horaz in dem "Eingange des Heldengedichts herrschen soll. "Ich muß die Stelle des römischen Kunst"richters nothwendig hersetzen:

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fartunam Priami cantabo & nobile bellum

Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captæ post tempora Trojæ
Qui mores hominum multorum vidit & urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

"Ich habe die Uebersetzung des Herrn "Prof. Gottscheds nicht bey der Hand, sonst "wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deut- "schen hiervon ausgedrückt haben würde, "wenn er Gottsched gewesen wäre —— "Doch, man wird es hoffentlich ohne Ue- "bersetzung sehen, daß Horaz hier dem epi- "schen Dichter den Rath giebt, nicht als "ein Großsprecher anzufangen; nicht als "jener kyklische Poete: Ich will das Glück "des Priamus und den edlen Krieg besingen; "sondern bescheiden wie der Dichter der "nichts verwegen unternimmt: Sage mir, "Muse, den Mann, der, nachdem Troja ein- "genommen worden, viele Städte und vieler "Menschen Sitten gesehen hat. Ich bin so

"kühn zu glauben, daß diese Stelle noch
"nie recht erkläret worden ist. So viel
"als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen
"habe, so viele wollen mich bereden, daß
"das Tadelhafte des kyklischen Poeten in
"den Worten liege. Voßius sagt, die Wor-
"te darinne wären sonantia, vasta, tumida
"und bringt zur Erläuterung den Anfang
"der Achilleis des Statius bey.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

"In dem ersten Verse, sagt er, ist ein
"sechsfaches A; er fängt sich mit drey
"viersylbigten Wörtern an, wovon das letzte
"durch das angehangene que noch länger
"wird; die Aussprache ist also beschwerlich.
"Wann Voßius Recht hat, so sage man
"mir, ob nicht Homer, er den Horaz gleich-
"wohl zum Muster anführt, in seiner Ilia-
"de in eben dem Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε Θεὰ πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

"Das

"Das sechssylbigte πηληϊάδεω, das viersyl-
"bigte Ἀχιλῆος, das eben so lange Οὐλομέ-
"νην, der Imperativus ἄειδε, den schon der
"Sophiste Protagoras als zu befehlerisch
"getadelt hatte, klingen in der That weit
"großsprecherischer, als:

Fortunam Priami cantabo & nobile bellum.

"Hier ist kein sechssylbigtes Wort, nicht
"einmal ein viersylbigtes, hier ist kein
"singe mir Muse! Horaz müßte also, was
"er an der Odyssee gelobt hätte, an der
"Iliade getadelt haben, wenn er nicht an
"dem Verse des kyklischen Dichters ganz
"etwas anders aussetzte. Und was ist
"das?

"Der Eingang eines Heldengedichts,
"wie gesagt, bestehet aus dem Inhalte
"und aus der Anrufung. Man lasse uns
"nunmehr die Exempel der Griechen ge-
"gen die Exempel der Römer halten.
"Man wird einen Unterscheid antreffen,

 "welcher

"welcher so deutlich ist, daß ich mich wun-
"dre, wie ihn noch niemand angemerkt
"hat. Die griechischen Heldendichter ver-
"binden den Inhalt und die Anrufung;
"die römischen trennen sie. Den Anfang
"der Iliade und der Odyssee habe ich
"schon angeführt. Dort heißt es: Besinge
"mir Göttin den Zorn des Achilles ꝛc. Hier
"Sage mir, Muse den Mann ꝛc. Beydemal
"ist die Gottheit bey dem Dichter das
"erste. Er erkennet seine Schwäche. Er
"sagt nicht, ich will den und jenen Helden
"besingen; er untersteht sich nichts, als
"der Muse nachzusingen. Durch diesen
"einzigen Zug schildert er sich als einen
"bescheidenen Mann, als ein Mann, der
"sich der Gnade der Götter überlässet;
"zwey Stücke, welche ihm das Vertrauen
"der Leser erwecken, und den zu erzehlen-
"den Wundern einen Grad der Wahr-
"scheinlichkeit geben, den sie nicht haben
"würden, wenn sie sich bloß auf ein
"mensch-

"menschliches Ansehen gründeten. Die "weitläuftigen griechischen Dichter alle, "sind dem Homer hierinne gefolgt. Ara- "tus fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apol- "lonius Rhodius Αρχομενος σέο, Φοῖβε — — — und mit diesem Gebete verbinden "sie so gleich den Inhalt.

Νύμφαι, Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
"Εσπετέ μοι u. s. w.

"singt Coluthus zu Anfange seines Rau- "bes der Helena. Der zärtliche Musäus "selbst, wenn er anhebt:

Ἐιπὲ θεὰ κρυφίων ἐπιμάρτυρα λυχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. s. w.

Besinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,

 Die

Die dunkeln Umarmungen, unüber-
raſcht von der Gothin des Tages,
Beſinge mir Seſt und Abyd wo ſich
Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

"vergißt dieſe heilige Gewohnheit nicht. "Und, daß ich es kurz mache, die Unter- "laſſung dieſer Gewohnheit iſt es offen- "bar, welche Horaz an dem kyklichen Poe- "ten tadelt. Der Stoff ſeines Liedes war "allzuwichtig, als daß man glauben konn- "te, er würde ihn ohne eine göttliche "Begeiſterung ausführen können. Anſtatt "das Glück des Priamus und den edlen Krieg "will ich ſingen; hätte er alſo nach dem "Beyſpiele des weiſen Homers ſagen ſollen: "Singe, Muſe, das Glück des Priamus und "den edlen Krieg; und alsdenn würde er "dem Tadel des Römers entgangen ſeyn. "Es iſt auch in der That beſonders, mit "einem ſtolzen Ich anzufangen, und als- "dann die Muſen anzurufen, nachdem "man ſchon alles auf die eignen Hörner ge-

"genommen hat. Das heißt anklopfen, "wenn man die Thüre schon aufgemacht "hat.

"Nach dieser Erklärung nun wird man "ohnschwer errathen, was ich auch in An- "sehung des Meßias wünschte; daß Herr "Klopstock nemlich dem Exempel des Ho- "mers gefolget wäre. Es würde ihm als "einem christlichen Dichter um so viel an- "ständiger gewesen seyn, wenn der Anfang "ein Gebet gewesen wäre; als daß er sei- "ner Seele befiehlt ein Werk zu besingen, "dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach "ist, wenigstens ihm gewachsen zu seyn, "sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, "das demüthigste und zugleich erhabenste "Gebet folgt drauf; allein der kyklische "Dichter wird die Anrufung der Musen "gewiß auch nicht vergessen haben; und "gleich wohl tadelt ihn Horaz.

"Ich will mich nicht länger hierbey "aufhalten. Mein ganzer Tadel ist viel- "leicht

"leicht eine Grille, die sich, wie man sa-
"gen wird, auf nichts, als das Ansehen
"des Homers gründet. Wann nun aber
"Homer eben durch diese religiöse Beschei-
"denheit das Lob eines Dichters, qui nil
„molitur inepte verdienet hätte? —— Doch
"ich gehe wieder zurück anstatt weiter zu
"gehen. Was ich bisher gesagt, hat den
"Eingang des Meßias überhaupt betrof-
"fen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr
"Zeile vor Zeile betrachte. — —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben ohne zu denken noch weniger. Und was kann ich neues bey etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube. Ich bin ꝛc.

Siebzehenter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Brief schreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden; wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweyte Fortsetzung.

Singe unsterbliche Seele der sündige Menschen Erlösung.

"Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine blosse Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich "selbst, so muß ich beydemal fragen warum

"er

"er hier seine Seele, auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weis es, die Erlösung ist nichtig wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff der ihn in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das ün-sterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemässern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen seyn, wenn er seine Seele, als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden seyn, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weis es dieser Zug "müßte mit einer Feinheit angebracht wer-

den,

"den, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein, wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile wie sie ist, und überlege wie sie seyn könnte. Sich selbst, oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlohrner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschliessen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreyung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte, eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von "Parodien, weil ich weis, daß man das

"vor-

"vortreflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedichte auf die Befreyung zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beynahe hätte ich lieber Lust zu zeigen wie diese erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Critik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beyspiel machen oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

Die der Messias auf Erden in seiner
Menschheit vollendet,

Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verchiednen Ausdrücken dreymal darinne wiederhohlt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn, "oder etwas gleichgeltendes, gesagt hät-

"te,

"te, so würde das folgende nothwendig seyn. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrift das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weis also nicht, wie man sagen kann Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverläßigsten schliessen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören "werde.

Und

Und durch die er Adams Geschlecht die
Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes
von neuen geschenkt hat.

"Im vorbeygehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweydeutig ist. Das Blut der Bschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verlohren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trift; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er "mag symbolisch seyn oder nicht, bringt

"auch

"auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hiesse das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfe; Gott könne einem Geschöpfe, daß seine Liebe verlohren, (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts) daß sie, sage ich, verlohren habe, diese verlohrne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verlohren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade seyn, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth heraus bringen lassen will.

Ver-

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

"Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworffen. Hat das jüdische Volk also JEsum nicht für den, der er war erkannt, wie es ihm denn würklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden seyn? Wie kann es ihm das grosse Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte "uns zu erlösen getödtet werden. Was

"für

"für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreutzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: **Umsonst: er thats und vollbrachte die grosse Versöhnung.**

"Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen, und sage ob Hr. Klopstock seinen grossen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt "hat. — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammen lege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzehlung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt seyn müssen, kann es gleich viel seyn, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Grösse ungefehr eben dieselben bleiben. Machen Sie ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas kleines ist,

daß

daß ich mich nicht länger dabey aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kömmt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hofnung, weil ich hier eben so viel zu thun habe, als Sie; das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Critik über den Messias, werden Sie fragen? Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solchen Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr ausserordentliche

Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beywort forschend sehr unwürdig, und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und daß Forschen selbst können wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweytens, war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beygelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort,

wort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehungen auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bey gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begrife machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm seyn, wann der Dichter, diese Armuth zu einer Schönheit macht, und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt,

und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beywörter tiefsinnig und einsam aber wird er noch weit uneigentlicher noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion seyn würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbahrungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze

Witz

Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weis er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt, und sich in der Bewundrung verlieret. Er weis in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit auf spitzge Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feind-

lichen Klinge. Wann die Arzney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetische Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil machen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weis nicht, ob ich oder mein Bruder zu erst darauf kamen; wir müssen aber wohl beyde zugleich darauf gekommen seyn, weil wir unsere Kräfte zu Ausfüh-

rung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sey nicht zu verstehen, und ich mußte mich ofte genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher seyn sollten. Ich gab mir Mühe sie zu erklären, und hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen, da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher seyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sey, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht; versucht: und ich wollte daß ich hinzusetzen könnte, versucht; gelungen. Wir sind schon ziemlich weit

damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin rc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß Sie mich nicht als einen Verehrer des Meßias auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weis nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit denjenigen

nigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben grosse Dichter zu heissen nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es; wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind

hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oefnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —

Jetzo gleich will ich, vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Ubersetzer des Meßias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte seyn wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüßig geworden sind. Nicht so wohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvor gekommen

men sey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bey der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen selbst, ob wir Ursache haben uns zu fürchten.

Messias

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena nouauit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem,
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Diuinae proli Satanas: Iudaeaque frustra
Nititur. Est aggressus opus, totumque peregit.

Ast, quacunque pates, soli res cognita Iouae,
Quae iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu amoto rumore loquaci
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!

 Hanc

Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouae,
Armet, ſcrutator Flamen, ſapientia viuax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Meſſiam ut dicar digno celebrare uolatu.

Qui vos nobilitat, miſeri, ſi noſtis honorem,
Dum terras adiit ſaluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterua
Nobilium! Dulci queis non eſt carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta ſonantes
Opprimet vſque animis reuolutus terminus aeui,
Hymnum audite meum! Vobis ſacra vita ſit
Hymnus.

Haud procul urbe ſacra, quae ſe caligine
foedans
Quaſſabat ſtupido delectus calce coronam,
Quondam ſede Dei, ſanctorum matre parentum,
Sacrilegis fuſi manibus nunc ſanguinis ara,
Haud procul hac, ſeſe Meſſias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, ſed non pietatis honore,
Quem ſine labe videt cordis penetralia ſcrutans,
Intrat ſeceſſus. Hic greſſibus obuia turba
Subſternit palmas! illic Hoſianna reſultat!
Fruſtra, Rex titulo, nec rex cognoſcitur ulli,

Nec

Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa ſalus aderat, tenebris ſentitur operto,
Labitur ipſe Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere miſſa,
Integra praeſentis Iouae documenta miniſtrant.
Aſt qui te capiat, Numen, mens ſordida ſpectans?
Haec inter propius Ieſus accedere patri,
Qui populo iratus, demiſſa voce per auras
Nequicquam attonito, ſuperas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, ſibi morte piandi.

Auroram verſus ſanctam ſupereminet vrbem
Mons, qui culminibus diuinum ſaepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aſpectu nocturna ſilentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes
Viſurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem ſacris orans duraret in antris.
Illinc Meſſias ſuperat faſtigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, vſti ſub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora,

Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Meſſiae famulans aulae coeleſtis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, ſub tegmine cedri
Halantis ceſſans voluit ſecum ipſe ſalutem
Inſtauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obuius vt patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non neſcit ſurgere tempus;
Obſtupet, exultat; ſuauis vox excidit ore:

Num, diuine, patri ſupplex, elidere ſomnum
Gaudes, an feſſis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, ſis, ſtrata paratum.
En viridans proles cedri ſua brachia tendit,
Ambroſiuſque frutex tendit. Propullulat imo
Monte ſilens muſcus vatum monumenta pererrans
His diuine tibi, concedas, ſtrato parabo.
Inſtantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!

Dixit. Ad hunc Ieſus clementia lumina torquet
Stans grauis in ſummo montis pulſantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plauſus

Antra

Antra ſtrepunt, pulſu vocis commota potentis,
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitruſque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil niſi ſpirat amorem,
Qua telluri olim paradiſi forma redibit.
Circuitu nigrant peramoena crepuſcula colles,
Non ſecus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quae Ieſus, alta tantum vi numinis ipſe
Atque ſator penetrant. Homini datur iſta referre.

Tandem, ſumme parens, lux foederis atque ſalutis
Aduenit: aeternum ſacra lux maioribus orſis,
Orſo ipſo primo, ſocia quod prole patraſti.
Surgens illa mihi radiis reſplendet iiſdem,
Queis olim vaſtam ſeriem penetrantibus aeui
Reſplendens auidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obſtructi pandere coeli,
Tunc tribus vnus erat, quod noſti, feruor amoris.
Regnantes per inane ſilens nudumque creatis,
Pulſi ardore ſacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celſa contemplabamur egenum.

Men

Heu miſeras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem noſtri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidiſti me lacrymantem!
Tunc tu: rurſum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum eſt foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine ſator, teſtantur ſidera coeli,
Huic operi immenſo quoties ego ſponte dicatus
Flagrarim, miſeris numen inuoluere membris
Heu, quoties tellus de multo ſidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu ſacra terra Canæa,
n cliuo quoties, fuſuro ſanguine ſacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quæ pertentant animum mihi dulce trementum
Gaudia! - -

Doch genug, mein Herr. Ich ſollte meinen daß hundert und mehr Verſe zu einem Anbiſſe mehr als zu viel wären. Vielleicht

leicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W**. 1752. im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln; wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Uberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man

ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. * * nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortrefflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B * * den 1751.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweyen, welcher meine Abwesenheit am meisten zu Statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müße es nie gelingen einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal ohne euer Verschulden Haß und Rache wider euch erfüllen!

Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weis gewiß, sie würde für mich gewesen seyn. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frey, und mich alleine schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben; genug er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen seyn! Möchte es doch wahr seyn, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sey es, oder es sey es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend

nicht

nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweyt hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern habe ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muse, lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuldger Scherze raubte,
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief;
Und aus der freyen Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschafts Pfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand,

In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güldne
Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen
Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton geschickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süssesten von der Welt seyn sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin &c. W ** 1752.

Zwey und zwanzigster Brief.

An den Herrn D**

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erstemal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sag ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich zu dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begrif zu verrathen, den ich mir von ihm, Theils aus den öffentlichen Nachrichten, Theils aus mündlichen Erzehlun-

gen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir, nach einigem Wortwechsel, beyfielen. Wie viel grösser aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch ihre Zuschrift gemacht haben? Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Überzeugung beygefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht so wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sey. Er macht ihrer Critik und ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich

gleich dieses so, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den ersten Aufzug meinem Briefe beyzulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beyzufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi.

(kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um.)

Wer folgt mir? — Liebster Freund?
Bist dus? —
Wen suchst du? — — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wunderts dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit ofnem Arm
empfangen?

Nur

Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehen bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quählt den edlen Geist?
Ich floh ihm nach, und seh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihn verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug mirs ungefragt zu sagen?

Hab ichs an ihm verdient, daß er so grausam ist,
Und mir den süssen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotsch, die hassenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland,
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst, entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in dir zurück geblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hoft allein von dir,
Freyheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wann dich die Nachwelt nennet,

Daß

Daß sie mich als den Freund vor ihrem
Schutzgott kennet.
Wie aber? —— Schweigst du noch? ——
Du siehst mich traurig an?
O daß mein schwacher Geist dich nicht errathen kan!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele
blicken,
Und was du mir verhöhlst dir unbewußt
entrücken!
O stünde mir dein Geist so frey wie dein
Gesicht,
Und schlöß ich dann daraus was jede Mine
spricht!
Ich gebe, könnt es seyn, dein Mißtraun
zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst gethan, daß ich dein
Freund es wär.

Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkennt-
lich zeigen,
Ich weis, es schmerzte dich, wie mich dein
Stilleschweigen.
Erwege, gestern schon wichst du mir listig
aus,
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o
Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem
Freund befreyen?
So hattest du mich mehr, als dieses Haus
zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum
nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und
Frankreich seyn?
Doch — — du kehrst dich von mir? Du
willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst?
— — Henzi! — — Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage was dich quählt? Warum
beschwer ich dich?

Was

Was suchst du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich kniend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glücke werth,
Als, daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweyfach elend scheine.
Frey, fröhlich, ungequählt hab ich dir sonst gedeucht.
Denn sich verstellen ist bey kleinen Uebeln leicht.
Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen,

Und mir der Freudigkeit erborgte Larv
entrissen?
O wär es selbst vor mir, wornach du
fragst versteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr
entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es
dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bey, die Frucht
davon geniessen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch
schon zu viel gesagt!
Freund habe nichts gehört! — — Freund
habe nichts gefragt!
Noch warte bis der Tag — — nur die-
ser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär ich für Gram vergangen.
O Bern? o Vaterland? Ja, ja, dein gros-
ser Geist,

Für

Für Bern erzeugt, weis nicht was mindre
Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ists, fürs Vaterland sich
grämen,
Und sein verlassnes Wohl freywillig auf
sich nehmen.
Doch sey nicht ungerecht, und glaube, daß
in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und
wirket wie in dir.
Theil deine Last mit mir. Kann ich gleich
minder fassen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein
Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die
Bahn,
Worauf ich unter dir Bern und dich rä-
rächen kann.

Henzi.

O sage nichts von mir. Enterbt von Amt
und Ehre,

Ertrüg ich mein Geschick, wanns einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will; ich spräch als jener Held:
Glückselig Vaterland! du kanst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rath belebt;
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann die das Volk gewählt zu seiner Freyheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geitzes Beutel füllt;

Wann

Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkohren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann wer der Freyheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut;
Freyheit! wann uns von dir, du aller Tugend Saame,
Du aller Laster Gifft, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er sagte.
O wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!

Gönn ihr den süssen Stoß, wann du vor
Blut dich graust.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert
Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur sich will
mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen
Warten quählt.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind
und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den
Wütrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne
Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein
dunkles Blat
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb
verrathen hat.
So bald man Freyheit! Bern! als ihre
Lösung höret,
Muß ich der erste seyn, der das Geschrey
vermehret.

O hört ichs heute noch! Und Henzi rief
mit mir!
Und Bern wär heut noch frey, und frey
gehorcht es dir.
Warum kenn ich sie nicht, und trage glei-
che Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen
sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zum Kin-
dern sagen kann:
"So sauer ward es mir! mein Leben wagt
ich dran,
"Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freye
könnte küssen.
"Seyd stark, und laßt dieß Glück auch euer
Kind geniessen.

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn sie dann in mir!

Wernier.

O redte Henzi wahr!

Henzi.

Kenn sie in mir!

Wernier.

In dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freyheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — doch ich vergeß es schon,
Du hast mirs noch entdeckt. Freund hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn)
Doch eile, lehre mich, wer? wo sind deine Glieder?
Sind sie des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder?

Wie

Wie weit ists? Ist ihr Zweck mehr als
Bern zu befreyn?
Doch, du regierst das Werk, wie kanns zu
tadeln seyn?
Vergib dem ekeln Stolz, der gern nichts
wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte
Hoheit brächte.

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre
feil.
Auch unser Endzweck ist nichts schlechters
als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern
Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und
Sieg muß kommen
Der dreymal mächtge Gott straf uns, und
unser Kind,
Wann sein allsehend Aug uns eigennützig
findt;

Wann wir die Tyranney nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu seyn als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Nahmen,
Der unverfälschte Rest vom freyen Schweitzer Saamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freyheit kaum so lang als sie neu ist entzückt,
Die sinds, und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für sie das Wort — —

Wernier.

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern ver-
trieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmäch-
tiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine
Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Ci-
cero.
Du weißt es wie er starb, vielleicht stirbst
du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Au-
gen setzen,
Giebt unglückselgen Stoff, daß sies nur
mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ists das
fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so un-
terlaßts nur gar.

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum
nahen Streite

Steht uns bey tausenden das Landvolk
treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut
noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht
dienstbar seyn.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint
und Schwerd bewehren,
Die bey dem ersten Sturm sich muthig
zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch
nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Theil zu unsrer
Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieses äußre
wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein
Schwerd rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm
uns heute noch!
Denn heute noch ists Zeit, und linderte
sein Joch,

Und gönnte sich den Ruhm, der keinen
König zieret,
Daß er ein freyes Volk durch freye Wahl
regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaß-
tes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott
verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich seyn, daß die
sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle
setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der über-
zeugt kann seyn,
Kein Herz räum ihm die Ehr, die er sich
raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt
sich gnug verehret
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur
Erde kehret.

Doch,

Doch, welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte.
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo sind sie? :: Komm! :: Du bleibst? :: Du schweigst? :: Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wer=

Wernier.

Wie? komm doch! Soll ich nun
Den Schwur den sie gethan nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die solltens, sprachst du, seyn.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sinds, doch sinds sies nicht allein.
Es hat ein Ungeheur sich unter uns gedrungen,

Der

Der flüchtge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen,
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg um Staat,
Den Rach und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt nur um Blut zu vergiessen,
Und den, o hart Geschick, wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ists?

Henzi.

Er, der wohin er kam die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

— — Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern, und unsre Freyheit an?
O speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache.
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverey bequemen,
Wenn er die Freyheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab ihn her bestellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer Auftritt.

Henzi. Dúcret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dúcret.

Ha! alles steht uns bey.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frey.

Henzi.

Ein Geist wie du, hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mirs nicht. Doch an Bedacht fehlts dir.

Dúcret.

O an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen
Berner bauen.

Ducret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist.
Was hilfts ein Berner seyn, wenn man
ein Sklave ist?
Ich kenn ihn mehr als du. Er ist dem
Rath gewogen,
Sonst hätt er längst mit mir ein festes
Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem
Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht
lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine
tolle Liebe
Den Haß der Tyranney aus meiner Brust
vertriebe.

Er hebt vielleicht sein Kind für einen
Rathsherrn auf — — —

Henzi.

O laß der frechen Zung nicht allzusehr den
Lauf.
Scheu mich in ihm. Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören.
Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht
zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt
er dich noch mehr.
Doch schweig davon. — — Kommt bald
Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschlies-
sen — —

Ducret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht
verfliessen.
Es ist gnug überlegt. Wag was man wa-
gen muß,

Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken.
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feur und Schwerd Berns Schimpf und Knechtschaft aus.
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freyheit denkt,
Er, der der Grossen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet,

Und dann am grösten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frey, Tyrannen zu bestrafen
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig Lästrer! Ich erweis an dir sonst mit der That
Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat.
Bist du nicht hassenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freyer Geist nur nicht gebieten lassen.

Ich bin schadlos genug. Sey du die Lust
der Welt,
Und dien gerechter Mann, so lang es dir
gefällt.

Henzi.

Fein höhnisch! Dienst du nicht, wenn du
den Lastern dienest?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienst du nicht, wenn du
dich nichts erkühnest?
Was soll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befreyn,
Den Rath zu nöthigen groß und gerecht
zu seyn.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht
mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen
Theil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das
Vaterland

Und

Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Ducret.

Und er die Tyranney nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer ist je ohne Blut der Freyheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu sich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf;
Und bald wirds Tugend seyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln schonen?

Sie wird die gütge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen seyn,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befreyn,
So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi! dieses Blat läßt dir die Nahmen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht im Rath;
Weil er ohndem Verdacht ob gleich auf uns nicht hat.

Lies nur, doch laß dich nicht der Nahmen
Menge schrecken.
Ihr schneller Tod wird uns die Freyheit
auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi. (lieset.)

Steiger? Wie? Der soll der erste
seyn?
Der redlichste des Raths? Das geh ich
nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Fre-
vel büssen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Va-
terland entrissen.
Er kann Berns Vater seyn. Bern seuf-
zet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf sein
Herr zu seyn entziehn.

Ducret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi. (zerreißt das Blat.)

Da nimm die unglückselge Rolle

Und sage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?

Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?

Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Rasender!

(geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!

Ha! deiner Weichlichkeit schein ich ein Missethäter?

Wer? Steiger? Steiger findt in Henzi seinen Freund?

Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?

Aus

Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich ver-
schworen — —
Und sollt er Henzis Brust mit ihm zu-
gleich durchbohren — —
Die Rache sey vollführt! Und weh dem
Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! Die Rach ist all-
zu süß!
(Geht ab.)

Zweyerley, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben; daß ich nehmlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit der Zeit zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug seyn sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst, und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut be-

funden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drengen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse grosse Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stof unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat, und man durch diese Veränderungen die

besser

besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget, und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das lezte zuerst betrachten. Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bey dem das Herz eben so vortreflich als der Geist war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz,

nutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freyheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden, und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt seyn, und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihn dieses nicht gelingt, und

daß

daß man ihm völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth, und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zu gegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug das beydes seyn könnte, und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenparthey erst in den beyden leztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis eben so eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen, und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen = =

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu seyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen seyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortreflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortreflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die ihrigen zu betrachten, und nach den-

denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beynahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel ähnliches zu haben

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis:
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominæ numen deduxit iniquæ:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch ausser dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen grössern Antheil daran haben, als an einer

schönen Bildseule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen.) Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret, Fuetter, Richard, Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wann ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag ist endlich da. Und — — wär er schon vorbey!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyranney!
Ich seh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.

Doch

Doch kann die Scham allein die Freyheit
wieder bringen?
(Fuetter sieht ihn zornig an)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edeln Zorn reitzt deine
Frechheit nur.
Wahr ists; wir schämen uns der unge-
erbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf
uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüthge
Rächer seyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für
sich, befreyn;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht
abschaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht
ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist
wie du,

Voll

Voll Rach und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Suetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das ausser seiner Hand nur hämsche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst, als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn,

Und

Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anjezt
Der Freyheit euers Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab ich das schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schliessen,
So tugendhaft ihr seyd, so durstig nach der Ehr;
Und eine Heldenthat erfodert etwas mehr.
Hab ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß,

Doch

Doch wär er ohne mich, zum mindsten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn dieses in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine grössern wagen.
Nur darum seht ihr mich mit neidschem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein grosses Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich, und wünscht mich zu entbehren,

Und nennt mich eures Ruhms gewisses
Hinderniß;
Die Strafe wär zu hart, wann Dücret
euch verließ.
Er kennet seinen Werth. O möchtet ihr
ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erret-
ten, gönnen.
Für alle seine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er statt des Danks; man stell ihm
größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er
Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend
aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweyhten
Geist,
Von grossen Thaten ab, zu kleinen Scru-
peln reißt;
Die selten Helden schaft, doch öfters sie
erstickt,

Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büssend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und spart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was sollen Recht und Flehn an einem Wütrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ists; wir sind der Welt ein strafend
Beyspiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt
man blos ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den
Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut ge-
beizt nur bricht.
Laßt, Freunde länger nicht euch einen
Fremdling treiben,
Und in des Mietlings Hand des Staates
Wohlfahrt bleiben.
Sein Beyspiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch, möcht er euch ein Sporn mich so
zu schimpfen seyn!

Richard.

Schweig Dücret! Gnug, wir sind aus un-
serm Schlaf erwachet.

Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du
hast sie angefachet.!
Dein Ruhm ist Neides werth; und dieser
gnüge dir.
Des Werkes schwerern Theil, den überneh-
men wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern be-
freyen lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dan-
kes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese
Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bür-
gern macht;
Ob sie das Rachschwerd nie in fromme
Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs Flucht und seinen
Tod doch haßet.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet
mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst
dem Staat.

Sein

Sein Wink, sein Wohl sey uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt sein Recht; ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freyheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüten,
Des künftgen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Suetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr
ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List euch seine Wuth
in euch?
Ihr seyd des Haupts nicht werth, das
uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freyheit sinnt, da ihr nur
Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch ver-
kenn auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß
Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur, und stürzet eu-
re Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit samt dem
Staate nieder!
Doch wißt, ich werd es seyn der euch dem
Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewissre Gren-
zen steckt.

Der Staat versprach in euch sich edle freye
Bürger,
Und findet im Voraus leichtsinnge Brü-
der Würger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freyheit
also an,
Ist schrecklich ginug, daß er von euch nicht
fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschafft
Schand und Bürde,
Der seine Freyheit nur zu Lastern brau-
chen würde.
O Freyheit, welcher Schimpf! o Hènzi,
welche Quaal
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob. Vielleicht wirds
bald geschehn,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah,
könnt sehen.

Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir.
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

Suetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast dus gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eur Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht,

Und

Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet macht;
Daß es mit jedermann den grossen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trozt, die es auf den Verrath
Mich euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trozt der Strafe? Wie? Wer ists? Du must ihn nennen.
Es soll nur eines seyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh, als unsrer Straf entfliehn.
Wer ist es?

Suetter

Wer?

Wyß.

Wer ists.

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.
Der grosse Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll.
Doch wünsch ich blieb er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend sey, was eure Pflicht, gelernet.

Noch kennt ihr beydes nicht. Und wünschet frey zu seyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleyhn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freyheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu seyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freymüthig nachzugehn;
Nur unverfälschtes Recht, wann ärmre Bürger bitten;

Nur ungestörte Wahl gleichgültger Mod
und Sitten;
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht, statt
Lohns Genuß,
Der Grossen faulen Bauch mit sich ernäh-
ren muß;
Nur schmeichelhafte Pflicht fürs Vater-
land zu streiten,
Statt eines Königes herrschsüchtgen Eitel-
keiten,
Um die ein rasend Schwerd eh tausend
Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Tittel
mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freyheit
schätzbar Wesen,
Für dir schon mancher Held den süssen
Tod erlesen.
Sagt denn ob man bey ihr die Tugend
missen kann,
Die ihr so kühn verletzt, als kühner kein
Tyrann?

Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (spöttisch.)

Gewiß ein feiner Grif! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott versteht Henzi nicht.
Ich hör es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
Wars ihm noch nicht genug ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr, auf seinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts, und alles für den Staat,
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bey euch, wer sich ein Mißsethäter
Zu werden scheut — — ist der so gleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd euch allen an.

Diß

Die unglückselge Roll riß ich in hundert
Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit eueren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh sie
Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit
Spuren hegt.
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet
ihr erblassen,
Und nicht den, der euch straft, das was
er strafet hassen.
Wann eure Wuth nur Blut, nur Blut
der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch
verflucht.
Eh Steiger sterben soll — —

Suetter.

Was Rolle? Steiger? :: Sterben?
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug uns zu verderben.

Welch

Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit, je mehr beståtkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Suetter.

Wie? Zweifl' ich långer noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht,
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Vorrath gemacht.
Man mahlt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erklåre dich. Wer dürst nach Bürger Blut?
Wir deine — ?

Henzi.

Gütger Gott! So schöpf ich wieder Muth?

So

So find ich noch in euch die tugendhaften
Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets mensch-
liche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluch-
ter Hand
Die blutgen Urthel schrieb, die mich auf
euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens ange-
nommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell
er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend ist,
Erkennt es, und verzeiht — —

Suetter.

Ha! welche Teufels List!
O Freunde! liessen wir so schimpflich uns
betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint
noch in euch zu siegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret
Zwietracht spinnt,

Daß

Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen
sind?

Richard.

Nicht der, deß böser Sinn am Unglück
sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als
Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch der dem
Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben
scheint,
Der aus blöder Begier sich alle zu verbin-
den,
Auch allen läßt den Weg uns zu verderben
finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eyfer
geht.
Wahr ists, ich war zu schwach. Ein Freund
hat mich erfleht.
Ich hab ihm unsern Zweck — —

Suetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hörens schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Suetter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freyheit liebet,
Sonst alles für sie wagt, und für euch wagen wird — —

Suetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft
nie geirrt,
So wär dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kanst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es
nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ey! du tugend-
hafter Mann,
Der schlechter als sein Weib den Mund
regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bere-
den wollen,
Wann du verrathen willst, und wir nicht
murren sollen?
"Ein Freund hat mich erfleht! O träfe der
Vorrath,
Nur unser Glücke mehr und weniger den
Staat,

So

So könnte noch dein Blut für deinen
Frevel büssen,
So wär er grösser nicht, als wir die
Strafe wissen.
Doch einen Feind des Staats wär dieß
mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe
seyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen
nennen,
Für deren Freyheit wir nun nichts als
sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein un-
würdger Freund,
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es
treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch, ich seh ihn
kommen,
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft
benommen.

Dritter

Dritter Auftritt.

Wernier, und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß zugleich, voller Erstaunen
Wie? Wernier?

(Sie umarmen ihn)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euern Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn!
Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer
und Verräther,
Ein Feind des freyen Staats, ein Schaum
der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär
er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug
gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm
gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu
eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich
selbst entzweyt,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu se-
hen scheut ꝛc.

Vier

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herrn Pastor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichter betrachtet und seiner versprochen Uebersetzung des Horatz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erhohlt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dieß Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehoftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten, hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche

Fehler

Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein that, war entsetzlich, und beynahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweyhundertmal.
Des ewgen Schlafes Becher durstig gedrunken.

Eine gewisse Ahndung lies mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie was ich entdeckte?

Pocula Lethæos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

so sagt Horatz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweyhundert Becher. O wahrhaftig er muß ihrer mehr als zweyhundert ausgeleeret haben, die ihm das innerste der Brust so starck mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründen erfüllt haben! Ich zeigte diese

Stelle

Stelle so gleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horatz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu lauffen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sey. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreutze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches sey, dem Horatz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen,

fen, um sich ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das sie allenfalls von ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwey Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeæ leves heissen den Herrn Langen leichte Helme, hier müssen es blanke Helme heissen, wie es aus der Quantität der ersten Sylbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino.
Cautius vitat?
Warum flieht er den Oezwig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horatz gesagt hätte: Olivam so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horatz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem was er ihm entgegen setzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horatz sagt vina liques Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominæ Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiæ,

heissen unserm Uebersetzer, der wichtige Bund der Grossen. Er hätte wenigstens sollen sagen, der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere lustrum.

Heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als, eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andernd Orte, (3. B. Ode 27. Z. 17.) übersetzt hat.

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. (*valet*)

Sie

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen; sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edeln Worte, Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horatz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärcke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt, indem sie den Hals den heissen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horatz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horatz sagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bey Seite geschaft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetze? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheissen?

3. B. Ode 27.

Noch ein grösserer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis?

übersetzt Herr Lange, oder Gott weis welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weists nicht, und bist des grossen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortreflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichtete Reh, den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll — —

Qualemve lætis caprea pascuis
Intenta, fulvæ matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freygebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie reine sey, ob sie sonst eine andre Voll-

kom-

kommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Fünf und zwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**

Ey, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben, und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Critik des Jöcherschen Gelehrten Lexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen

nen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst, in Ansehung des Vortrags, mit mir zu frieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sey, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte daß ich nichts weniger als jenes grosse Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begrif von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen als daß ich eine kleine Lage beylege, und Sie mit eignen Augen sehen lassen? Wenn

Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bliebt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchres billig gefunden haben, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl. Ich bin rc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt.* Ist es Plutarch der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzehlt, für Fabeln gehalten? †

* "Abaris, erzehlt der Herr D. J. "wurde von seinen Landsleuten, welche "die Pest hart beschwerte, nach Athen "abgeschickt, weil Apollo den Ausspruch

"gethan, daß sie nicht eher aufhören wür-
"de, bis die Athenienser ihm deswegen für
"die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten.
Ich weis nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist; das weis ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzehlt. Λοιμȣ δε Φασι, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, κατα πασαν την οἰκȣμενην γεγοντος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων ἐυχας ποιησαθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς ἀυτȣς, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγȣσιν. Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt

soll

soll gegangen seyn, schränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben als nur immer möglich seyn will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen seyn.

† Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die

Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzehlt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch, Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bey dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu' Herodote meme se fit un scrupule de les raporter - - - Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare &c. Doch auch alsdann würde er zu tadeln seyn, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehöret dieser Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon.* Doch gesetzt: so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein

arabischer Philosoph. † Den Lucian hat man schlecht angeführt, und noch schlechter verstanden. ††

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexicon zugleich ein Exempelschatz seyn soll, warum findet man nicht eben sowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein

Vor-

Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas, so gut wie die übrigen, die ich genannt habe und noch mehrere, sind Namen, und keiner von ihnen, wahrscheinlicher Weise, hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen seyn, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Αβαυχας und nicht Αβαυκας nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian, ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer, und

und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beyspiele aus seinem Volk erzehlen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an fünf Paar Griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die lezte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber seyn kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn

aber

aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beynahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucians; wenn anders ein Satyrenschreiber bey historischen Wahrheiten ein Zeuge seyn kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weisser Rabe, nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sey. Diese konnte er eben so wohl durch erdichtete, als durch wahre Beyspiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sey, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen

chen Geschlechte diese Zierde abspreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie seyn sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bey Wind und Schwerd schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzehlen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachläßiger citiren, als: Lucianus dialog? Man erwiedre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meinen könne. Derjenige, welcher es schon weis, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren.

behren. Doch es möchte citirt seyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. "Er "wollte, sagt das Gelehrtenlexicon, "lieber seinen Freund aus dem Feuer "erretten, als seine Frau und seine "zwey Kinder, von denen das eine "nur sieben Jahr alt, das andere "aber noch ein Säugling war. Das "letztere (der Säugling) kam mit "seiner Mutter davon; das erste "aber mußte in den Flammen sein "Leben einbüssen. Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucians: ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν ἀυτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας

σας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυντο ὑπο τȣ πυρος. ἡ γυνη δε, φερȣσα το βρεφος, ἑιπετο, ἀκολȣθειν κελȣσασα και την κορην. ἡδε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν ἀυτῃ, παρα μικρον ἐλθȣσα κἀκεινη ἀποθανειν. Die Frau, sagt Lucian, sey mit dem Kinde auf dem Arme, dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe sie das Kind fallen lassen; und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beynahe das Leben einbüssen müssen. Hier ist das Mägdchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den

Säug-

Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu seyn, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verstehe: ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και ἀυϑις ποιησαϑαι μοι ῥαδιον, και ἀϑηλον ἐι ἀγαϑοι ἐσονται ȣ̔τοι. Φιλον δε ȣ̓κ ἀν ἑυροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιȣτον, ὁιος Γυνδανης (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) ἐςι, πειραν μοι πολλην της ἑυνοιας παρεσχημενης. In den Worten ἀϑηλον ἐι ἀγαϑοι ἐσονται ȣ̔τοι, scheint mir die glückliche Entkommung beyder Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stel-

le in der Uebersetzung des Gl. klingt: "Ich könnte wohl andere Kinder be"kommen, aber einen dergleichen "Freund würde ich niemalen wieder "gefunden haben.

George Abbot.

"Dieser Abbot, sagt Herr D. Jöcher, "verursachte sonderlich durch seine Schärfe "gegen die Nonconformisten, daß sich viele "über ihn beschwerten. Gleich das erstemal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand; daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. hier

Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heisse, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug seyn und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe, Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: "Bey dem König "Jacob I. machte er sich verhaßt, weil er die "Heyrath des Prinzen von Wallis mit der "Infantin von Spanien nicht billigen, son-"dern die Gesetze wider die Nonconformisten "nach der Strenge exerciren wollte. Ausser der Wiederhohlung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heyrath und die Nonconformisten? Hätte

Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbey gar nichts denken. In der Note * zwey Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabey denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598 in 4. Ferner einen Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: von der be-

beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu grosser Theologe, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz anders denken lasse, als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind; und verspricht in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleis zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bey diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Literatur mit einschlägt, erlaubt man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen ferrarischen Bibel zu danken haben;

doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sey, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Jüden hat Duarte Pinel gedruckt. Beyde sind von einem Jahre. II) Daß sie zum andernmale 1630 in Holland sey gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweyte aber ist 5371. (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwey Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661) welcher ich unten * gedenken will. III) Bey den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sey, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546.

 son-

sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere ad verbum repetita est.* d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentatevcho und der ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schliessen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sey, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentatevchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421 in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph

Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreyet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bey den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch O abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: "sie ist von "Wort zu Wort nach dem hebräischen "Text gegeben, welches denn sehr "schwer und dunkel zu verstehen; zu"mahl, da es in einer ungebräuchli"chen spanischen Redensart, die mei"stens nur in den Synagogen üblich, "übersetzt ist. (Man bemerke hier im Vorbeygehen einen schönen deutschen

Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meynen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu Gefallen Spanisch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Wörter so genau ausdrücke, als diese. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis*, in den *Nouis Literariis maris Balthici A. 1702.*) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwehnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: "ein spani"scher Rabbi in der andern Hälfte des "17ten Seculi, hat die Bibel ins spa"nische übersetzt zu Amsterdam 1661 in "8. edirt. Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt

denkt blos seiner zwey hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabey wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazu gesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel, hätten eben so wenig sollen übergangen werden, als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weis das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzeney und von der Krankheit der Seelen zu

Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher seyn. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soule herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bey dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hecatomythion sagt:

Censt

Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerley, und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederhohlet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAVRENTIVM ABSTEMIVM nuper compositae

gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beygefügt. Ich nenne diese leztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bey der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nehmlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beyfügen dürfe?

Abudacnus.

Seine Historia Iacobitarum ist zu Oxford 1675. nicht in 12 sondern in 4 gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12 doch beyde berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement

Clement setzt noch hinzu: pagg. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark, und dennoch in 12 seyn sollte, so müßte es ja 96 und nicht 73 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblat und zwey Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Ausser den Schriften die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kayserlichen Bibliotheck zu Wien aufbehalten wird, (LAMBECIVS Tom. I. Comment. S. 176.) hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sey, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte

also das soll und nach einiger Meinung er- sparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beyden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken; nach dessen Vermuthung der damalige Bischof, Johann Fell, die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italiänische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italiänisch übersetzt. Bey Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit.† Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen.†† Ein Umstand

stand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist. †††

* Wenn wird man aufhören einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumahlen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederhohlte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Vossius zweiffelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzehlt

Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln; wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italiäners Schuld seyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Criticus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiemit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animaduers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur

Ca-

Caroli M. uita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicuius esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum mouit Vossio; sed genuinus eius Autor est DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* &c. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bey der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895 S. sagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS, Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae uel apud hunc minime, uel paulo aliter expressa inueniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte

hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiser Ritter gewesen sey. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sey, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzehlt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de uita et rebus gestis Niccolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310-1366. Ob

ich

ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte Italiänische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bey dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will.

Er

Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen : : ins Italiänische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehn; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht grössere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bey dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beyden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß

zeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sunt non nescis. Ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis & latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schliessen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sey; so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beyden Lebensbeschreibungen, den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich

† † Ich meine nehmlich seine italiänische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni. welche drey Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare par DONATO ACCIAIOLI, Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476 in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese, als eine neuere Edition von 1561. mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini, angeführt, und rechnet beyde unter die seltnen Werke.

† † † Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bey dem Bayl; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal so gar seine Vaterstadt habe räumen müssen; findet man daselbst nicht, so wichtig

auch

auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui ævi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate ista præcipuæ auctoritatis vir, DONATVS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiæ, magnitudinis animi, continentiæ singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob eius eggregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Uberhaupt merke ich bey diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bey dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr

mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwey Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das Gl. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sey verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung * welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sey im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben seyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit

de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican apres la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schliessen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die vaticanische Bibliothek müßte gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen; durch die Anmerkung nehmlich, daß H. Aleander 1737 schon Kardinal gewesen, oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt seyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de le Monnoie entstanden ist. Daher nehmlich, daß er, eben so wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufseher in der vaticanischen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal seyn kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe, noch eher, starb, folgte ihm Aleander nur als Custos, oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welche gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheint, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zuge-

getraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben seyn. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIVS ACCIEVOLVS ex ordine praedicatorum. qui de graecis opera quaedam in latinum conuertit, nominatim Iustinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticannae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hatte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus, in dieser Stelle des Albertus, anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt seyn wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drey lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius; die zweyte von den Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Ende des Zweyten Theils.

Einige Druckfehler welche anstößig seyn könnten.

Im 1ten Theile S. 35. Z. 13 anstatt mischen lese man mischten. Im 2ten Theile S. 67. Z. 20. anstatt der Sch[illegible] lese man [illegible] Schein S. 105. Z. 14. nach dem Worte sagt ist folgendes ausgelassen worden: ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: S. 104. Z. 10. anstatt den lese man denn.

BIBLIOTHECA MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781

G. E. Leßings Schrifften

Bd.: 2.

Berlin 1753

P.o.germ. 839-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113759-9
VD18 90431553